

Oswald Schwemmer

Laudatio auf Heinrich August Winkler

Sehr geehrter Herr Präsident,
verehrte Festgäste,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine sehr verehrten Damen und Herren,
lieber Herr Kollege Winkler!

Die Feier eines Geburtstages verlockt dazu, sich in der Vita des Geehrten umzutun. Wer in Ihrer Vita, lieber Herr Winkler, liest, wird auf ein Grundmotiv stoßen, das immer wieder auftaucht, wenn es um eine Entscheidung, um einen weiteren Schritt in Ihrem Lebensweg geht. Man könnte es mit einer Formulierung charakterisieren, die Sie selbst einmal eher beiläufig in einem Interview benutzt haben: „Dieses Erlebnis war sehr bestimmend.“ Manchmal ist auch die Rede davon, dass Sie etwas mit oder aus Begeisterung getan oder Personen Sie sehr beeindruckt haben. Da war der engagierte Ulmer Schüler Heinrich August Winkler, der in den 50er Jahren, wie er selbst sagt, „mit Leidenschaft“ die Bundestagsdebatten verfolgte (ob ihm das bei den heutigen Debatten noch einmal möglich wäre?). Da waren „große Leseerlebnisse“, z. B. bei Eugen Rosenstock-Huessys Buch „Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nation“ (bei amazon.de mit der trockenen Bemerkung versehen: „Führen wir nicht oder nicht mehr – Jetzt gebraucht vorbestellen“). Eine Vorlesung Rosenstock-Huessys war es auch, die bei dem jungen Münsteraner Studenten Winkler die „stärksten Eindrücke“ hinterließ. Und wenn sich dieser Student mit einem Thema befasste, dann gab es eigentlich nur eines: Er tat es „besonders intensiv“. Intensiv war auch die Reaktion auf die Diffamierung Willy Brandts als Emigrant im Wahlkampf 1961. Klar und bündig: Austritt aus der CDU, Eintritt in die SPD.

Und intensiv muss schließlich der Auftritt des jungen Freiburger Professors bei seinem Geburtstagsvortrag für Hans Rothfels, seinem Lehrer und Doktorvater (der schon der Doktorvater seines Vaters war), gewesen sein und gewirkt haben. Brisant war weniger das Thema „Der Nationalismus und seine Funktionen“. Brisant und im Kreis um Rothfels offensichtlich zutiefst irritierend war der methodische Ansatz, der gerade das Eigene von Heinrich August Winkler anbot: der sozialgeschichtliche Ansatz. Es war eine Situation des betroffenen Unverständnisses und der unverhohlenen Ablehnung auf der einen Seite, der aufrechten – wie Heinrich August Winkler es im Rückblick mit einem Lächeln zwischen den Zeilen selber nennt – Unbelehrbarkeit auf der anderen, auf seiner Seite.

Man kann fortfahren, und man wird immer wieder auf diese Verschränkung, dieses Ineinander von intellektueller Prägnanz und engagiertem Interesse stoßen: auf ein analytisches Denken sozusagen mit Leib und Seele, auf eine konzeptuelle Phantasie, die sich zugleich der Arbeit im Archiv verschreibt und dabei diese Arbeit richtet und gliedert, auf eine unbarmherzige Konsequenz, die das Humane im historischen Geschehen, und zwar auch in seiner vielfältigen Ambivalenz, aufzuspüren und zu dokumentieren sucht. Letztlich geht es darum, so verstehe ich es, Zeugnisse für die Historizität der *conditio humana*, der immer neu sich durchhaltenden menschlichen Verhältnisse, zu liefern und unserem kollektiven Gedächtnis einzuprägen.

Ist dies hinreichend, um Winklers Arbeit, seine geistige Präsenz in der Wissenschaft zu beschreiben? Dem Philosophen mag es genügen, dem Historiker nicht. Der Historiker will Beispiele. Also wählen wir wenigstens eines, und dieses wenigstens soweit, wie ein Philosoph es darzulegen pflegt, also ziemlich allgemein. Da gab es eine Rezension zum zweiten Band des Langen Weges nach Westen, die – als eine Wortmeldung auf Schweizer Boden und Papier und also in ungefährlicher Entfernung zum heutigen Anlass – alternativ auftrat. Nicht die „Orientierung auf das Reich“ sei die „Brücke“ zwischen Hitler und den Gebildeten des Volkes gewesen, sondern die Fixierung auf die Hegemonie.

Was macht den Unterschied? Ich werde mich hüten, in eine Historikerkontroverse fachlich einzugreifen. Mir geht es darum, einen Denkstil zu charakterisieren. Der Anspruch auf Hegemonie ist eine zielgerichtete Forderung, explizit und öffentlich artikuliert. Anders der Reichsgedanke. Er gehört zu dem, was mit genannt wird in den Reden, was mitgemeint ist in den Meinungen, eher ein Moment im Meinungsklima als eine Meinung. Nicht als programmatisch geschärfte Parole, sondern als locker gefügtes Ensemble von Motiven kann dieser „Gedanke“ im stimmigen Meinungsklima Bereitschaften wecken und erhalten, die in viele Richtungen führen. Und er tut dies fern aller begründenden Schlüssigkeit, gleichsam untergründig zur Logik der Argumente und nicht in Konkurrenz zu ihr. Mit dem Reichsgedanken ist eine Tiefendimension der Erklärung erreicht, die das Gesagte und Dokumentierte in das Netz der Konnotationen einfügt, die ihm seine Wirkkraft verschaffen.

Die soziale Dynamik, die Heinrich August Winkler damit in den Blick gerückt hat, entsteht so an den Rändern der öffentlichen Rhetorik. Sie zu entschlüsseln, verlangt beides, analytische Strenge und wachsame Phantasie. Diese Verbindung mag Max Weber vor Augen gestanden haben, als er vor hundert Jahren – also tatsächlich 1904 – von einem „Historiker mit seiner aus der persönlichen Lebenserfahrung gespeisten und methodisch geschulten Phantasie“¹ sprach und einräumte, dass diesem Historiker – er betonte: „im Einzelfall“ – die erklärende Zurechnung von Bereitschaftslagen, von, wie er sagt, „individuellen Konstellationen“, und dem historischen Verlauf gelingen könne.² Heinrich August Winkler, das wissen wir, ist ein solcher Einzelfall.

In einer Zeit der – im doppelten Wortsinn – vermessenen Wissenschaft mag eine solche persönlich gewendete Charakterisierung des wissenschaftlichen Denkens als nicht mehr zeitgemäß erscheinen. Mir scheint es aber offensichtlich, dass dieser Schein trägt. Es ist die vermessene Wissenschaft selbst, die als Schein – als ein geschönter Schein – daherkommt. Nach wie vor werden wir die wissenschaftliche Persönlichkeit suchen müssen, den Wissenschaftler, der in seiner Wissenschaft nicht nur ein Ge-

schäft sieht, sondern der sie – und noch einmal denke ich hier an Max Weber – „als Beruf“⁴³ betreibt. Dann mag man denn auch von Elite reden, die sich nicht nur dem Ergebnis eines Vermessenseins verdankt, sondern der Übertragung eines Denkens, das seine Leidenschaft eingesteht und seine Übersicht bewahrt, das sein Engagement bekennt und auf analytischer Klarheit beharrt. Der akademische Lehrer Heinrich August Winkler hat diesen Übertragungsmechanismus eindrucksvoll vorgeführt und damit gezeigt, was denn Elitenbildung jedenfalls sein muss. Dass dieser Mechanismus wie alle historischen Kausalitäten auch auf äußere Bedingungen – ich denke hier sehr direkt an Geld, an viel Geld – angewiesen ist, um funktionieren zu können, wissen wir.

Lieber Herr Winkler, wir wissen vor allem, was wir – was die Universität, die Fakultät und das Institut – an Ihnen haben. Und wir wollen an und von Ihnen noch möglichst lange etwas haben. Im Namen der Philosophischen Fakultät I gratuliere ich Ihnen zu Ihrem fünfundsechzigsten Geburtstag, danke ich Ihnen für Ihre vielfältige Arbeit an und in der Fakultät und wünsche ich Ihnen – durchaus im Sinne eines auf Eigennutz bedachten Denkens – auch für die kommenden Jahre die Kraft und die Lebendigkeit, mit der Sie uns immer wieder beeindruckt und beeinflusst haben.

Anmerkungen

- 1 *Max Weber*, Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904). In: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen ³1968, S. 179.
- 2 Ebd., S. 178.
- 3 *Max Weber*, Wissenschaft als Beruf (1919). In: op. cit., S. 582–613.